

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 37.

Posen, den 15. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

## Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

24. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages entschloß er sich, den Chemiker Blom zu Hilfe zu nehmen. Er rief Hirnbringer an und erzählte, daß Herr Blom in einem kleinen Café am Rollendorsplatz zu finden sei.

Blom forderte volles Vertrauen. Er machte zur Bedingung, daß ihm die Grundstoffe des Karols genannt würden. Unter anderen Umständen sei an eine erfolgreiche Mitarbeit seinerseits nicht zu denken.

Bransen sann lange. Bisher wußte kein Mensch die Formel seines Serums. „Wie wollen Sie mich überzeugen, Herr Blom, daß Sie schweigen werden?“

Blom erwiderte mit einem beleidigten Blick. Er hatte ein ausdrucksloses, totes Gesicht, starre Glasaugen und einen beweglichen Mund. Seine Hände wiesen Flecke von scharfen Säuren auf, die nicht mehr zu entfernen waren. Seine Lippen waren ständig von Nikotin gelb gefärbt. Er rauchte täglich an vierzig Zigaretten.

In diesem Augenblick rauchte er nicht; er hielt die letzte Zigarette in der einen, die Streichhölzer in der andern Hand, und sah abwartend auf Bransen.

Bransen reichte ihm schweigend das Papier mit den Aufzeichnungen. Die starren Augen Bloms gerieten für Sekunden in Ekstase; er las die Notizen zweimal, dreimal durch, mit immer mehr gesteigertem Interesse. Nachdem er sich die Zigarette angezündet, schrieb er sich die Formel auf die Manschette. Blom war ein nüchterner Mensch, aber er war so begeistert für Bransen, daß er seine Erregung kaum unterdrücken konnte.

„Blom,“ sagte Bransen, „reden Sie ein offenes Wort. Wieviel Zeit brauchen wir, bis wir am Ende sind?“

„Vielleicht brauchen wir eine Woche, Herr Herold, vielleicht zehn Jahre.“

„Blom,“ fuhr Bransen fort, „sind Sie überzeugt, daß wir unser Ziel erreichen?“

„Ich bin überzeugt,“ erwiderte der Chemiker, „daß wir eines Tages der Gerinnung des Blutes mit einem vervollständigten „Karol“ entgegentreten können. Ob wir aber Ihr Ziel erreichen, vermag ich nicht zu sagen.“

Nach einer Woche rief Blom ihn an, er möchte augenblicklich in die Anatomie kommen.

„Was willst du, Freund Blom?“ fragte Bransen in den Apparat hinein.

„Es ist telephonisch nicht zu sagen; bitte, komme persönlich.“

Bransen flog in die Anatomie und fand Blom damit beschäftigt, seine Arbeitstische vom Blut abzuwaschen. Bransen sah schon, was war. Blom hatte auf eigene Rechnung „Karol“ hergestellt. Die Fenster waren noch mit Dampf beschlagen. Die Glut, die der Heizapparat erzeugt hatte, zitterte noch im Zimmer.

Bransen hob prüfend ein Fläschchen mit dem Serum ans Licht und bemerkte eine ungewohnte bräunliche Färbung.

Blom sagte erläuternd: „Du hast vielleicht nicht gewußt, daß dein Serum nach etwa sechs Monaten gerinnt, sich zersetzt. Ich habe durch ein Vorpräparat erzielt, daß das „Karol“ eine Dauerhaftigkeit von mindestens fünf Jahren erlangt hat.“

Blom hatte achtundvierzig Stunden lang gearbeitet, aber man konnte ihm keine Erschöpfung ansehen. Es fiel Bransen besonders auf, wie ordentlich sein Haar noch gescheitelt war. Nur sein mageres, bewegungsloses Gesicht war bleicher als sonst.

„Du bist ein Teufelskerl, Blom,“ sagte Bransen und drückte ihm die Hand. Aber Blom veränderte keine Miene und machte nur eine kleine höfliche Verbeugung.

Bransen erhielt mit der täglichen Post, die ihm noch immer beschwörende Briefe aus allen Teilen Deutschlands brachte, die Aufforderung des Kultusministers, ihn aufzusuchen. Bransen wartete eine halbe Stunde lang in einem Vorzimmer und wurde ungeduldig. „Meine Herren,“ erklärte er den Sekretären, „wenn mich der Minister zu sprechen wünscht, so muß er sich beeilen. Leider verfüge ich nicht über freie Zeit.“ Daraufhin wurde Bransen sofort vorgelassen, und er erlebte es, daß sich der Minister entschuldigte.

„Professor Hirnbringer hat mich auf Sie aufmerksam gemacht,“ begann der Minister und deutete auf einen Sessel. „Es ist Wunsch der deutschen Regierung, Sie in Ihren Bestrebungen zu unterstützen. „Bitte, teilen Sie mir mit, in welcher Form Ihnen unsere Hilfe angenehm ist.“

Bransen dankte sehr höflich und lehnte ab. Die Sache läge so, daß er vorläufig keine Hilfe brauche.

Nun kam die Hauptsache. Der Minister lächelte. „Herr Herold, die Regierung hat Interesse an Ihrem Serum. Sie wollen nun leider dieses Serum der Wissenschaft vorenthalten, um es zu ergänzen. Professor Hirnbringer sagt mir, daß es fraglich sei, ob Sie Ihr Ziel jemals erreichen. Kurz gesagt, Herr Herold: die Regierung ist entschlossen, Ihr Serum anzukaufen. Bitte, es ist an Ihnen, einen Preis zu nennen.“

Bransen erhob sich augenblicklich und verneigte sich. „Ich danke der Regierung vielmals, bedaure aber.“

Am Abend lief diese Unterredung in sensationeller Aufmachung durch die Presse. Es hieß vielfach, daß die Regierung fünf Millionen Mark angeboten habe. Daran war aber kein wahres Wort. Die „Nachrichten“ schrieben, sie hätten kürzlich über den Zweck des neuen Serums erfahren: es handle sich um ein Serum, mit dem man alle Herzkrankheiten heilen könne. Bransen lachte und warf das Blatt in den Papierkorb.

Durch all die wirr herumlaufenden Gerüchte erlangte der Name Herold allmählich eine gewisse Popularität, eine ähnliche Berühmtheit wie der Name eines bekannten Bogers oder einer Filmschauspielerin, die gerade in Mode war. Bransen kümmerte sich jedoch nicht um die Außenwelt; er arbeitete mit Blom zusammen systematisch, und beide waren bereit, wenn es sein mußte, zehn Jahre lang zu arbeiten.

In der nächsten Zeit ereignete sich etwas Sonderbares. Bransen hörte mitten in der Nacht ein Geräusch und erhob sich sofort, mit der Pistole in der Hand. Er



schließlich in das Laboratorium und entdeckte einen Mann mit einer Blendlaterne und einer Maske um die Augen, der sich an seinem Arbeitstisch zu schaffen machte. Bransen riß die Pistole unter die Augen. „Hände hoch!“

Es war ein kläglicher Gefelle, der sofort die Hände über den Kopf nahm. Bransen ließ ihn verhaften, und die Polizei stellte fest, daß der Mann schon mehrmals wegen Diebstahls gefessen hatte. Aber Bransen, Blom sowie die gesamte Presse vermuteten, daß dieser Einbrecher gedungen sei und daß sein Auftraggeber unter den ersten Persönlichkeiten der Wissenschaft zu suchen sei.

Bransen ging unter dem Glasdach seines Laboratoriums auf und ab und sehnte sich Vester herbei. Derselbe Mann, der einen Mord vergessen hatte und der sich in einer fanatischen Arbeitswut befand, wurde plötzlich ganz still und nachdenklich. Ja, einstmals war Vester zu ihm gekommen und hatte gesagt: „Beeil' dich, Christian! Ich will noch erleben, wenn man dich auf den Thron hebt!“ Und nun kam niemand mehr zu ihm und redete so lächerliches Zeug. Nun, Vester lebte nicht mehr, sie konnte gar nicht kommen! Und ihm fehlten die dummen Worte, die sie zu ihm gesprochen hatte.

Da es mitten in seine Betrachtungen hinein läutete, malte er sich aus, wie er zur Tür hinging und öffnete. In Wirklichkeit aber rannte er noch immer durch das Laboratorium. Ja, wahrhaftig, die Eintretende war Vester! Und ihm schien, daß sie nie so schön war, wie jetzt. „Vester,“ sagte er, „meine Vester! Siehst du, jetzt reißt sich schon die Leute um mich, und du hast mir nicht geglaubt!“

„Oh,“ lächelte Vester. „Ich habe dir immer geglaubt. Ich habe immer gewußt, daß du auf dem Wege zum Ruhm bist!“ Und Vester reichte ihm die Hand, und er küßte sie. Da gewahrte er auf ihrer Stirn ein kleines rotes Mal, und er fragte erstaunt: „Vester, du bist verwundet?“ — „Ich bin tödlich verwundet,“ entgegnete Vester. „Hör' nur, mein Liebster hat mich erschossen!“

Bransen war über diese Wort so erstaunt, daß er annahm, er habe eine Vision vor sich, aber es war doch die leidhaftige Vester, die ihn umschlang und küßte! Vester in Chinchilla! Vester mit einer Perlenkette um den Hals! Vester mit einem kleinen Täschchen aus Goldbrokat in der Hand! Vester mit ihren wunderbaren Augen, die ihn liebtesten!

„Mein Liebster,“ sagte Vester, „ich bin vier furchtbare Treppen zu dir hinaufgelaufen, um dir zu sagen, wie ich dich liebe. Ich bin gekommen, um dir zu sagen —“

Bransen sah ihr bedeutungsvoll in die Augen. Aber er sah ins Leere. Draußen läutete es Sturm.

Bransen lächelte über sich selbst. Er beeilte sich, die Tür zu öffnen und fühlte, wie sein Herz schlug. Wer möchte nur kommen? Er rechnete ernstlich mit der Möglichkeit, daß es Vester war.

Statt ihrer erschien ein Koloss von einem Mann, der eine auseinandergefaltete Zeitung in der Hand hielt. Er trat sofort in die Wohnung, mit einer Miene, als wenn er hier nicht wieder hinauszujagen wäre.

„Sie wünschen?“ fragte Bransen.

„Sind Sie ein Herr Herolder?“ schnarrte die schwere Stimme des Kolosses. „Sind Sie der Mann, der das „Karol“ gefunden hat?“

„In der Tat, das bin ich.“

„So!“ grolle der Riese. „Dann haben wir ein Wörtchen miteinander zu sprechen, wobei es nicht sehr sanft hergehen wird.“ Er trat ohne weiteres durch die offenstehende Tür ins Laboratorium und setzte sich so heftig, daß der Stuhl bald zusammengebrochen wäre. Er begann: „Zunächst las ich Ihren Namen in der Zeitung. Dann erkundigte ich mich auf der Redaktion nach Ihrer Adresse. Jetzt sitze ich Ihnen gegenüber. Und nun frage ich Sie: wer sind Sie, daß Sie Herolder heißen!“

Bransen wurde blaß. Verschiedene Gedanken flogen durch seinen Kopf. Er sah sich den Mann an und versuchte, etwas in seinem Gesicht zu lesen, was seine Absichten verraten könne. Er hatte ein breites, graues Gesicht, einen Kopf, so unförmig wie ein Felsblock, mit grauen, zurückgestrichenen Haaren. Der Blick seiner Augen war unangenehm und schwer zu ertragen. Bei alledem, bei seinem grauen Gesicht und seiner schweren Stimme, trug er ein geschliffenes Einglas, das mit der Augenhöhle verwachsen zu sein schien.

Der Riese legte die gewaltigen Schenkel übereinander. „Wenn Sie noch etwas wissen wollen, junger Mann, so hören Sie, daß mein Name gleichfalls Herolder ist. Und nun erklären Sie mir, wie Sie zu meinem Namen kommen!“

Da verstand Bransen. „Mein Vater war vor drei Jahrzehnten Advokat in Berlin,“ entgegnete er, wobei er den Riesen nicht aus dem Auge ließ. „Mein Vater ist jetzt Fischer in einer kleinen Stadt Italiens. Ich nehme an, daß Sie, wenn Sie gleichfalls Herolder heißen, mit meinem Vater verwandt sind.“ Er unterbrach sich, da der große Mann auf seinem Stuhl einen Seufzer wie ein Donnergrollen ausließ. Er schrie: „Sie sind ein Sohn meines Bruders!“

Bransen lebte so sehr in der angenommenen Rolle, daß er überzeugt besaß.

„Und mein Bruder lebt noch! Er wagt es noch zu leben!“ tobte der Riese empört, und sein Einglas fiel auf den Tisch, so weit hatte er die Augen aufgerissen.

„Er wagt es allerdings,“ lächelte Bransen ironisch. „Es geht ihm überdies sehr gut.“

„Teufel und alle Winde!“ brüllte der andere Herolder und explodierte geradezu wie ein unterminierter Felsen. „Das ist unerhört! Da ist der Teufel los!“ Er wiederholte seinen sonderbaren Fluch, bis er erschöpft zurückfiel. In dieser Erschöpfungspause klemmte er sein Einglas wieder ein. Sein graues Gesicht war knallrot geworden, als hätte man ihm einen Eimer mit Blut über den Kopf gegossen. „Richten Sie Ihrem Vater aus,“ begann er von neuem, „daß ich nichts vergessen habe! Bestellen Sie ihm, daß ich aufs tiefste bedaure, daß er lebt! Sein Grabstein wäre mir lieber gewesen als sein Sohn!“

Bransen entgegnete ohne Erregung: „Diese Bestellungen kann ich nicht ausrichten. Ich habe im übrigen nichts mit Ihnen zu tun und ersuche Sie, zu gehen.“

Der Riese ging aber nicht. Er erhob sich und schritt mit aufpolternden Füßen die Wände ab. Schließlich beendete der wandelnde Vulkan seinen Dauermarsch und blieb vor Bransen stehen. Er sagte plötzlich im veränderten Ton, aus dem Herzen heraus: „Entschuldigen Sie meine Aufregung. Die ganze Sache hat mich überfallen. Ich gebe mir die Ehre, Sie heute abend zu erwarten.“

Als Bransen allein war, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Er hatte sich schon vernichtet gesehen von irgendeiner nicht im Voraus zu berechnenden Gefahr; die Sache war harmlos. Er gab dem Riesen die Ehre, ihn abends zu besuchen. Ein Diener führte ihn ins Herrenzimmer, ein vornehm eingerichteter Raum mit einer Kellenduftatmosphäre. An der Wand hingen viele Bilder, darunter auch, wie er auf den ersten Blick sah, ein altes Bild des gewesenen Rechtsanwaltes Herolder mit einem jungen Mädchen, die gleiche Photographie, die auch in der Kiste des Fischers hing.

„Sonderbar, daß Herolder die Wahrheit gesprochen hat,“ dachte Bransen. Bis heute hatte er der Geschichte des Fischers mißtraut. Er hatte wohl gesehen, daß manches stimmte, daß er aber Verwandte hatte, die —

Harald Herolder! Und es schien Bransen, als wenn der gerade Eintretende das gleiche Aussehen wie sein Bruder hätte. Der fähzornige Harald Herolder war ganz verändert. Er war im Hausrock und tat, als wenn er seinen eigenen Sohn begrüßte. Der Felsblock von seinem Kopf war von verklärtem Licht beschienen.



„Ich muß Sie um Verzeihung bitten,“ sagte er sogleich mit einem langen Händedruck. „Es war nicht recht von mir, daß ich Sie angelächelt habe. Verzeihen Sie, ich bin etwas jähzornig, aber das ist nun einmal meine Natur so...“ Er entschuldigte sich fortwährend, und Bransen sah, daß dieser alte grimmige Harald seinem Bruder in Chioggia glich.

Harald Herolder zeigte plötzlich das größte Interesse und erkundigte sich mit Bedanterie, wie es in den letzten fünf und zwanzig Jahren seinem Bruder ergangen sei. Bransen lag mit ruhiger Miene. Er erzählte, daß er in Chioggia geboren sei, nach Wien geschickt und dort studiert habe, daß er kürzlich bei seinem Vater war und nun in Berlin bleibe.

Der alte Harald schonte sich mit all den Tatsachen aus und nahm das Einglas aus dem Auge, um mit einem friedlichen Gesicht zu sagen: „Sie haben eins vergessen, Herr Herolder junior. Bitte, auf welchen Namen hat Ihr Vater Sie getauft?“

Bransen nannte seinen Vornamen.

(Fortsetzung folgt.)

## Sing - Sing.

Erzählung von Richard Quellenbeck.

Je näher der Tag der Entlassung kam, desto schrecklicher wurde der seelische Zustand von John Nimmons. In der Nacht wälzte er sich auf seiner Britsche, die ganze Sache ging ihm ununterbrochen durch den Kopf. Was nun? Was sollte nun werden? es war klar, daß sie sich von ihm scheiden lassen mußte, er sah selbst ein, daß sie mit einem Zuchthäusler nicht weiter leben konnte. Aber die ganze Art, wie sie das alles tat, drückte ihm das Herz an.

Er erinnerte sich des Tages in Albany, als sie sich hinter einem umgestürzten Fjordwagen verlobt hatten. Damals hing ihnen der Himmel voller Geigen, sie überlegten, wie sie leben, wie sie die Möbel abzahlen wollten. Eddy mußte natürlich ihren Beruf aufgeben, er konnte nicht dulden, daß seine Frau arbeitete.

Wie er sie geliebt hatte! Das blonde schlanke Geschöpf! Wie er jede ihrer Bewegungen liebte, ihre Art zu sprechen, die merkwürdig kurzen Bewegungen ihrer Hände. Wenn Eddy den Kopf zurückwarf und ihn ansah, gab es für ihn keinen Widerspruch mehr.

Er war immer ein weicher Mensch gewesen, das brachte schon seine irische Herkunft mit sich. Die Fren sind alle etwas träumerisch. Eddy hatte nichts Träumerisches an sich, ihre Stimme war kalt und klar, ihr Gang bestimmt, sie gehörte zu den Frauen, die mußten, was sie wollten.

Aber das hatte er ja gerade geliebt, das war eine Ergänzung, die seine Natur sehr gut gebrauchen konnte. John Nimmons liebte Frauen, die klar und kalt sind, wie ein sonniger Wintertag.

Daß das alles so kommen mußte. Jrgendwo war in ihm ein Keim von Widerstand gegen diese Ehe geblieben. Er mußte es sich jetzt eingestehen, in einem Winkel seines Herzens hatte er Eddy gehaßt — trotz aller großen Liebe.

Ihm mußte so etwas natürlich passieren, ausgerechnet ihm. Immer hatte er schon geglaubt, daß ihm eines Tages ein Unglück passieren würde. Seine Unfahigkeit erfüllte sein Leben, wenn er etwas anfaßte, mußte er nicht, wie alles kommen würde. Er vertraute der Zukunft, aber die Zukunft hatte ihn, er hatte sie nicht.

Er hatte mit Eddy auf der Gasse in einem Zweizimmer-Apartment gewohnt, er konnte sich die Räume noch so genau vorstellen, als wenn er sie gestern verlassen hätte. Die Farbe der Möbel, den Tisch, die Bilder an den Wänden.

Eddy war keine gute Hausfrau, sie verstand davon nichts und wollte nichts davon verstehen. Sie wollte höher hinaus, sie hatte einen Gang zu dem Vornehmen und der guten Gesellschaft, den er nicht begriff.

Was begriff er, John Nimmons, von der vornehmen Gesellschaft? Er konnte einen Willkürbar vorbeifahren sehen, ohne daß ihm das Herz blutete. Aber Eddy verstand das nicht. Sie hatte die reichen Leute, weil es ihnen besser ging. Sie sehnte sich danach, daß es ihr auch so gut ging.

Das war ihr großer Gegensatz. Er, John Nimmons, sehnte sich nicht nach Reichtum, er fand Befriedigung in seiner Arbeit. Er schufte bei Wandmalern den ganzen Tag, sah nicht links, nicht rechts, er hatte gar keine Zeit nach den Willkürbaren zu sehen. Aber Eddy... das war eine andere Sache.

So war die Sache gekommen. Sie trieb ihn an, sie hegte ihn, sie warf ihm Dinge vor, die er nicht verstand. Seine Arbeit? Hat er sie nicht gut? Ein Verkäufer? Ist das zu wenig für eine Frau, die den Reichtum liebt? Natürlich nicht viel... aber man sing an. Man hatte Geld zu leben, aber man konnte nicht gut leben. Eddy wollte gut leben, sehr gut leben.

Es kam, was kommen mußte. Das bißchen Haß in ihm vergrößerte sich, er sah es, er erschraut, aber er konnte es nicht ändern. Wenn er zu ihr zurück kam vom Geschäft, hielt ihn

etwas zurück. Mochte er sie nicht mehr? Liehte er sie nicht? Er quälte sich. Er schlug sich mit der Faust an die Stirn. Mochte er? Er konnte die gefährliche Erregung in sich, die Brut, die nach einem Ausweg suchte. Er haßte sich und seinen Jähzorn, aber er konnte sich nicht ändern.

Eddy war nicht da, wenn er kam, sie mieden sich. Nachts legten sie sich leise nebeneinander und horchten, daß der andere nicht aufwache. Aber sie lagen mit geschlossenen Augen und beobachteten sich. Sie haßten sich, und sie liebten sich, aber immer mehr siegte der Haß. John Nimmons merkte, daß sie ihn nicht mehr wollte, weil er ihr nicht genug Geld brachte. Diese Erkenntnis brachte ihn fast um, die Fren sind alle jähzornig. Auch John Nimmons war jähzornig. Die Gefühle wollten ihm die Brust sprengen, aber er hielt sich noch, mit letzter Kraft.

Es geschah an einem Tag, der Eddys Charakter auf ein Haar glich. Es war kalt und sonnig, ganz klar, man sah keine Wolke am Himmel. Das war nun der zwölfte Monat. Drei Revolver-schüsse sind keine Kleinigkeit, wenn sie sie auch nur an der Schulter verletzten. Sie schrie ganz hoch und scharf wie ein Tier, eine Rahe, die man schlägt. Diese Stimme verfolgte ihn in der Nacht. Er hatte sie zum letzten Mal im Traum gehört nach dem Tage, an dem ihm der Direktor mitteilte, daß sie sich von ihm scheiden lassen.

Nun war also zwischen ihnen nichts mehr? John Nimmons saß auf seiner Britsche mit angezogenen Beinen und weinte leise in sich hinein.

Das Tor schlug hinter ihm zu. Er stand auf der Straße, er umtrampfte in der Tasche die Scheine, die er sich verdient hatte. Das war sein Leben für die nächsten Wochen.

Er ging eine Weile, stand wieder, sah zurück, aber dann schritt er aus. Was? Er hatte Geld... aber... Ob sie noch in der alten Wohnung war? Ob er sie aufsuchte? Der Gedanke nahm ihm den Atem. Er schloß, blieb wieder stehen. Er sah auf seine Füße, schritt mechanisch weiter. Was war zu tun? Was tun? Sollte er...? Nein? Er lachte irr. Er merkte, daß er seelisch gelitten hatte. Ein Jahr Zuchthaus, das bringt herunter. Man war bestraft. Bestraft? Im Wort lag das Herunterkommen. Die Deffassierung! Das Herabgestoßenwerden...

Schuldig oder Unschuldig, danach fragte hier niemand. In diesem Land fragte niemand nach solchen Dingen, er hatte geschossen, das genügte. Er hatte sie an der Schulter verletzt, das genügte. Man war nicht in Irland hier.

Die Sonne brannte. New York litt unter einer Dürre, die Menschen schleppten sich mühsam längs den Gassen hin, zwischen den Wollenträgern stand die Luft wie ein giftiges Gas.

Er mußte mit ihr sprechen, er hörte ihre Stimme. Er wollte ihre Stimme wieder hören. Sing sie neben ihm? Es war ihm, als ob sie mit ihren schnellen, kurzen Schritten neben ihm ging. Er kannte den Laut gut, er erinnerte sich, das kurze Klappen ihrer Schuhe. Das war so wie ihre abgehackten Worte. Sie war doch ein merkwürdiger Mensch.

Immer liebte er sie noch und haßte sie noch. Aber sie zog ihn an, er mußte sie sehen, er fühlte es. Es gab keinen Widerstand.

Sie hatte sich von ihm scheiden lassen. Gut! Von einem Zuchthäusler muß man sich scheiden lassen. Aber war er immer Zuchthäusler gewesen? Er war auch ihr Mann, sie konnte sich stellen, wie sie wollte.

Da war eine Straße, die er kannte. Liehte er sie noch? Liehte sie ihn vielleicht noch? Das war hier die Straße, wo sie gewohnt hatten. Das war der Eingang. Er taumelte zurück. So nahe sollte er Eddy sein, die er seit zwölf Monaten nicht mehr gesehen hatte, auf die er geschossen hatte, um die er verurteilt worden war? Er stolperte zurück, lief wieder vor und kam wieder zurück. Die Gedanken gingen ihm blitzschnell durch den Kopf. Er war immer etwas schwerfällig im Denken gewesen, sie hatte es ihm oft vorgeworfen. Aber jetzt dachte er schnell.

Was sollte er tun? Er konnte denken, wie er wollte, er konnte selbst nichts dazu tun, es trieb ihn, es war eine andere Gewalt als die, die er mit seinen Gedanken herbeirufen konnte. Eine größere Gewalt. Ein Magnetismus, er konnte nichts dagegen tun.

Dumme Gedanken kamen auch. „Ich muß mir eine gleichgültige Miene zulegen, so als hätte ich mit ihr nichts mehr zu tun. Ich will in das Haus gehen, als ob ich ein Elektrizitätsarbeiter oder ein Tapezierer wäre, der dort zu tun hat.“

Als er die Treppe erstieg, mußte er daran denken, wie oft er hier früher leicht hinaufgesprungen war. Im Grunde war sie es doch gewesen, die seine ganze Existenz zusammengehalten hatte. Einmal hatte sie ihm Strümpfe gestopft. Sie hatte sich herabgelassen. Die Erinnerung an ihre Hand ließ sein Herz im Sturm schlagen.

Er hatte die Treppe erstiegen. Mit einem Blick sah er, daß die Karte, die an das Apartment geheftet war, daß sie bewohnt hatten, einen fremden Namen trug.

Er wollte in die Knie sinken, aber er fand die Kraft, eine Negerin, die die Treppe hinaufkam, nach Eddy zu fragen. Er erfuhr, daß sie in einem höheren Stock wohnte, der Atem stockte ihm, er stand, um Luft zu holen, eine zeitlang wartend auf dem Treppenaufgang. Unden bröhten die harten Schritte der Frau, die er gefragt hatte. Als er eine neue Stufe ersteigen wollte, hörte er unter sich eine Stimme, die er kannte. Das war die Stimme, die er ein Jahr lang auf den Holzpritschen von Sing-



grau Wolke über der Weltstadt, er wußte, daß er niemals wieder würde zurückkehren können.

Von Charlie R. Roellinghoff.

„Wenn ich erst meine theure Hand uff Ihren häßlichen Rocc

(Nachdruck verboten.)

Johns I des - Marshall.

geschrieben ist; die untere Handschrift ist zerstört.

Fasching im Urwald. Wenn das Licht des Mondes sich wie ein strahlendes Silberlicht über den Urwald breitet, das Negerdorf wie unter einer tiefsten Hogenlampe liegt, beginnt die Zeit der Freude, der Feste. Schon Wochen vorher sind teils durch Boten teils durch die Trommelsprache Einladungen an die Nachbardörfer ergangen. Ungeheure Mengen Lebensmittel sind zusammengeschleppt und zubereitet. In jedem Palmbaum des zum Dorf gehörenden Teils des Urwaldes hängen Gefäße, den süßen Saft, der aus der eingemittlenen Kerbe fließt, aufzufangen. Nur der Naturmensch kann wirklich Feste feiern. Wie er das tut, erzählt der bekannte Afrikaforscher Hans Schomburgk in der neuesten Nummer (Nr. 7) des „Illustrierten Blattes“, Frankfurt am Main. Diese Nummer ist, ihrem Erscheinungstermin entsprechend, eine Faschingsnummer, und ein großer Teil des Inhalts ist dem Karneval, der Maserade und lustigem Faschingstreiben gewidmet. Neben vielen lebendigen Photos dienen auch zahlreiche Zeichnungen diesem Zweck. So hat der Münchener Maler Schomburgk etwas Bayerisches gezeichnet, der Frankfurter Scheil hielt Szenen aus dem Faschingstreiben des kleinen Mainstädtchens Flörsheim im Wilde fest. Eine Silberseite beschäftigt sich mit dem interessanten Projekt eines Tunnels nach Afrika, eine andere bringt die ersten Bilder zur zweiten Winter-Olympiade. Der Berliner Zeichner Connh hat die Verhandlung der Sieglitzer Schülertragödie im Gerichtssaal gezeichnet. Neben weiteren aktuellen Dingen bringt diese Nummer auch das Ergebnis des letzten Preisausschreibens. Das inhaltsreiche Heft ist von Anfang der Woche an überall für 20 Pfennig zu haben.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Eštra, Boznad.